



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
Main Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2014

---

## **Alle Menschen streben von Natur nach Wissen**

Ferber, Rafael

**Abstract:** The article is the revised version of an inaugural lecture given at the University of Lucerne on 8 November 2001. In part I, I give an interpretation of the first sentence of the Aristotelian *Metaphysics*: ‘All men desire by nature to know’. In part II, I show how, for Aristotle, this desire to know constitutes a continuum from knowledge given by sense perception to knowledge of the first principles. In part III, I compare this Aristotelian conception to Plato’s more ‘existentialist’ approach, which implies the turning of a ‘whole soul’ rather than a continuum. Preferring the latter conception, I conclude with some hints of what I plan to do in the next years and give a short overview of the history of universities in Europe and Switzerland, ending with the University of Lucerne.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <http://doi.org/10.5167/uzh-100939>  
Veröffentlichte Version

Originally published at:  
Ferber, Rafael (2014). *Alle Menschen streben von Natur nach Wissen*. *Studia Philosophica*:167-183.

STUDIA PHILOSOPHICA

Vol. 73/2014

Philosophie und Lebensführung

Philosophie et conduite de la vie

Redaktion: Anton Hügli

Rédaction: Janette Friedrich



Schwabe

Copyright by Schwabe Verlag Basel. For personal use only. Copyright by Schwabe Verlag Basel. For personal use only.



STUDIA PHILOSOPHICA

VOL. 73/2014

JAHRBUCH DER  
SCHWEIZERISCHEN PHILOSOPHISCHEN GESELLSCHAFT

ANNUAIRE DE LA SOCIÉTÉ SUISSE DE PHILOSOPHIE

SCHWABE VERLAG BASEL

PHILOSOPHIE UND LEBENSFÜHRUNG  
PHILOSOPHIE ET CONDUITE DE LA VIE

REDAKTION / RÉDACTION  
ANTON HÜGLI / JANETTE FRIEDRICH

SCHWABE VERLAG BASEL

Publiziert mit Unterstützung der Schweizerischen Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften

Publié avec l'aide de l'Académie suisse  
des sciences humaines et sociales

Copyright © 2014 Schwabe AG, Verlag, Basel, Schweiz  
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile  
darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elek-  
tronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Gesamtherstellung: Schwabe AG, MuttENZ/Basel, Schweiz

Printed in Switzerland

ISBN Printausgabe 978-3-7965-3316-7

ISSN Printausgabe 0081-6825

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-3317-4

ISSN eBook (PDF) 2296-2883

[rights@schwabe.ch](mailto:rights@schwabe.ch)  
[www.schwabeverlag.ch](http://www.schwabeverlag.ch)

Copyright by Schwabe Verlag Basel. For personal use only. Copyright by Schwabe Verlag Basel. For personal use only.

## Inhalt / Table des matières

### Philosophie und Lebensführung Philosophie et conduite de la vie

Vorwort / Préface ..... 7/12

*Lebensführung und die Frage nach dem richtigen Leben  
 Conduite de la vie et la question de la vie bonne*

Annemarie Pieper: Das Leben als Kunstwerk? ..... 19  
 Markus Wild: «Badly wrong» – Der Existenzialismus  
 und J. M. Coetzee's *The Lives of Animals* ..... 33

*Glück und Glückssuche  
 Bonheur et recherche du bonheur*

Sebastian Hüsich: Revolte statt *divertissement*? Das Glückskonzept  
 des *Mythos von Sisyphos* und die «Erlebnisgesellschaft» ..... 55  
 Tilo Wesche: Formen des guten Lebens  
 Skizze über die aktuelle Glücksforschung ..... 71

*Handlungsgründe, ethische Entscheidungen und moralische Kommunikation  
 Raisons d'agir, décisions éthiques et communication morale*

Georg Kohler: Die Entscheidung und der Zufall  
 Warum wir werden, was wir (nicht) sind ..... 91  
 Peter Schaber: Dient die Ethik einem öffentlichen Interesse? ..... 107  
 Daniel Schulthess: Humour, éthique et communication indirecte:  
 Réflexions à partir de S. Kierkegaard ..... 119

*Zeit, Zeitlichkeit und Hoffnung  
 Temps, temporalité et espoir*

Gottfried Gabriel: Zeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit – philosophisch  
 betrachtet ..... 135  
 Jean-Claude Wolf: Argumente für und gegen die Hoffnung ..... 149

*Existenzphilosophische Motive in der antiken Philosophie, in Lebensphilosophie und Phänomenologie – Motivations existentielles en philosophie antique, en philosophie de la vie et en phénoménologie*

Rafael Ferber: «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen»	167
Anthony Fénéuil: «Plus de force pour agir et pour vivre» Vie, intelligence et intuition dans <i>L'Évolution créatrice</i> de Henri Bergson	185
Emil Angehrn: «Zum Sinn verurteilt» Hermeneutische Spuren der Phänomenologie	201
 <i>Selbstverhältnisse und metaphysische Selbstvergewisserung</i> <i>Rapports à soi et confirmation métaphysique de soi</i>	
Gunnar Hindrichs: In-sich-sein und In-anderem-sein	223

**Buchbesprechungen / Comptes rendus**

Gottfried Gabriel: Erkenntnis in den Wissenschaften und der Literatur, in: Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Jg. 2013, Nr. 2; Gottfried Gabriel: Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung, Münster: mentis Verlag 2013 (Susanne Schmetkamp)	233
Nathalie Maillard: Faut-il être minimaliste en éthique? Le libéralisme, la morale et le rapport à soi, Genève: Labor & Fides, 2014 (Bernard Baertschi)	240
Adolf Portmann: La Forme animale, préface de Jacques Dewitte, traduction de Georges Rémy revue par Jacques Dewitte, Paris: Éditions La Bibliothèque, 2013 (Florence Burgat)	243
Gunnar Hindrichs: Die Autonomie des Klangs. Eine Philosophie der Musik, Berlin: Suhrkamp 2014 (Alexander Becker)	246
Kevin Mulligan: Wittgenstein et la philosophie austro-allemande, Paris: Librairie Philosophique J. Vrin, 2012 (Guillaume Fréchette)	253
Adressen der Autoren /Adresses des auteurs	257
Redaktion / Rédaction	258

Copyright by Schwabe Verlag Basel. For personal use only. Copyright by Schwabe Verlag Basel. For personal use only.



RAFAEL FERBER

## «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen»<sup>1</sup>

The article is the revised version of an inaugural lecture given at the University of Lucerne on 8 November 2001. In part (I), I give an interpretation of the first sentence of the Aristotelian *Metaphysics*: 'All men desire by nature to know'. In part (II), I show how, for Aristotle, this desire to know constitutes a continuum from knowledge given by sense perception to knowledge of the first principles. In part (III), I compare this Aristotelian conception to Plato's more 'existentialist' approach which implies the turning of a 'whole soul' rather than a continuum. Preferring the latter conception, I conclude with some hints of what I plan to do in the next years and give a short overview of the history of universities in Europe and Switzerland, ending with the University of Lucerne.

Gestatten Sie mir, mit einer Erinnerung zu beginnen. Irgendeinmal in den fünfziger Jahren hat mich mein Vater auf die Schultern gehoben und mir die Museggtürme von Luzern gezeigt. Sie waren, soweit ich mich entsinne, schon damals beleuchtet. Das Bild hat sich mir als eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen eingeprägt, denn seine ersten Eindrücke vergisst man nicht, oder, wie eine Redewendung sagt: *first impressions make lasting impressions*. Ich erwähne das einerseits, um meine Verbundenheit mit Luzern, der Leuchtenstadt, zum Ausdruck zu bringen, andererseits aber auch, um in mein Thema einzuleiten. Bekanntlich beginnt Aristoteles das erste Buch seiner *Metaphysik* mit den Worten: «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen».<sup>2</sup>

Zuerst (I.) möchte ich diese These etwas genauer analysieren und dabei auch den Zusammenhang zwischen dem Blick auf die Museggtürme und dem menschlichen Wissensstreben verdeutlichen. Darauf (II.) möchte ich einige Charakteristika der Entstehung dieses Wissens erwähnen, wie sie uns das erste Kapitel im ersten Buch der aristotelischen *Metaphysik* vorstellt.

<sup>1</sup> Dieser Artikel ist die leicht überarbeitete Version meiner Antrittsrede vom 8. November 2001; der mündliche Stil wurde beibehalten. Ich bedanke mich bei Anton Hügli für seine freundliche Anfrage, etwas zum Thema *Philosophie und Lebensführung* zu publizieren und für die Aufnahme dieser Antrittsrede in die *Studia philosophica* 2014 als Beitrag zu diesem Thema.

<sup>2</sup> Aristoteles: *Metaphysik* (Metaph.) A 1, 980a1.

Schließlich (III.) möchte ich die aristotelische Auffassung vom Wissen mit der platonischen vergleichen und zuletzt den philosophischen Weg andeuten, den ich in der nächsten Zeit gehen möchte.

## I.

Wie mehrere seiner Werke<sup>3</sup> beginnt Aristoteles auch seine *Metaphysik* mit einer allgemeinen behandelnden Feststellung: «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen».<sup>4</sup> Was aber heißt hier ‘alle Menschen’? Handelt es sich hier für Aristoteles nur um Mitglieder einer natürlichen Art? Oder versteht er darunter ein lebendes Wesen, das Logos, d.h. Rede und Vernunft, besitzt (*zōon logon echôn*)?<sup>5</sup> Da das Streben nach Wissen allen Menschen zugeschrieben wird, aber nicht alle Menschen im biologischen Sinne des Wortes – wie z.B. Säuglinge – von Natur aus nach Wissen streben, scheint das Zweite gemeint zu sein. Alle Menschen als vernünftige Sinnenwesen streben von Natur aus nach Wissen. Aber dann wäre der Satz in einem trivialen Sinne falsch. Denn es ist nicht der Fall, dass alle Menschen in diesem spezifischen Sinne von Natur aus nach Wissen streben. Jeder Lehrer hat schon die Erfahrung gemacht, dass es auch Menschen gibt, die nicht danach streben, weil sie glauben, es – das Wissen – schon in genügendem Ausmaß zu besitzen. Da aber die soeben zitierte allgemeine Feststellung mit der «Liebe zu den Sinneswahrnehmungen»<sup>6</sup> begründet wird und sich diese Liebe bei allen Menschen schon im biologischen Sinne des Wortes findet, wie z.B. bereits beim Säugling oder Kind, so bezeichnet der Satz nicht, wie man erwarten könnte, alle Menschen im Sinne von vernünftigen Sinnenwesen, sondern alle Menschen im biologischen Sinne des Wortes. Er schließt dabei auch diejenigen mit ein, bei denen die Vernunft nicht oder noch nicht entwickelt ist. Natürlich bedeutet das nicht, dass sie dieses Wissen umfassend besitzen, sondern bloß, dass sie von Natur aus danach streben, d.h. also nicht unter Einwirkung einer äußeren, sondern einer inneren Ursache. Sie streben danach von selbst, genauso, wie ein Kind von selbst wächst. Dieses Wissen, wonach man strebt, nennt sich *eidenai*, d.h. «gesehen haben». Das Modell, wonach Aristoteles

<sup>3</sup> Vgl. *Ethica Nicomachea* (EN) A 1, 1094a1–2; *Politica* (Pol.) A 1, 1252a1–2; *Analytica post.* (Anal. post.) A 1, 71a1–2.

<sup>4</sup> Die Übersetzungen stammen, wenn nichts anderes vermerkt ist, vom Verfasser.

<sup>5</sup> Vgl. Pol. A 2, 1253a9–10.

<sup>6</sup> *Metaph.* A 1, 1094a1–2.

das Wissen konzipiert, ist denn auch das Sehen.<sup>7</sup> Das Sehen bildet also für ihn einen paradigmatischen Fall von Wissen.

Aber jetzt stellt sich die Frage: Wie rechtfertigt Aristoteles den Satz «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen»? Handelt es sich etwa um eine erste Prämisse oder ein Axiom, das aufgrund seiner Evidenz keiner Rechtfertigung bedarf? Nein, denn die Wahrheit des Satzes «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen» ist nicht offensichtlich. Handelt es sich um eine wahrscheinliche (lat. *veri-similis*) oder plausible Annahme, d.h. ein *endoxon*? Das sind Sätze, «die allen oder den meisten oder den Weisen wahr scheinen, und unter diesen entweder allen oder den meisten oder den am meisten bekannten und berühmten» (Top.A1.100b21–23). Da ein solcher Satz auf Grund des Konsenses ohne Argument als wahr angenommen wird, Aristoteles aber ein Argument gibt, so handelt es sich bei dem Satz «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen» auch nicht um ein *endoxon*. Der Satz gibt aber auch nicht eine reine Beobachtungstatsache, d.h. ein *phainomenon*, wieder (vgl. EN.H2.1145b3), das jedermann beobachten kann wie etwa, dass es Tag und Nacht wird. Denn, wie gesagt, es ist keine Beobachtungstatsache, dass alle Menschen nach Wissen streben. Es ist vielmehr die Folgerung aus einem Satz über eine Beobachtungstatsache. Es handelt sich also um die Konklusion eines Argumentes. Das Argument ist wiederum kein Syllogismus, doch ein Argument durch ein Zeichen (*sêmeion*) oder ein Indizienbeweis. Das Indiz ist «die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen».<sup>8</sup> Anders gesagt, das menschliche Streben nach Wissen ist nicht selber eine Beobachtungstatsache, wird aber durch eine Beobachtungstatsache bewiesen, nämlich die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen. Der Satz «Alle Menschen streben von Natur nach Wissen» ist die Konklusion eines Indizienbeweises, dessen Prämisse eine Beobachtungstatsache wiedergibt.<sup>9</sup>

Die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass sie frei vom bloßen Nützlichkeitsstreben ist:

Denn auch ohne Bedürfnis gefallen uns die Sinneswahrnehmungen um ihrer selbst willen, und, mehr als alle anderen, die optischen. In der Tat, nicht nur um zu handeln, sondern auch wenn wir nichts zu tun vorhaben, ziehen wir das

<sup>7</sup> Metaph. A 1, 980a22–26.

<sup>8</sup> Metaph. A 1, 980a1–2.

<sup>9</sup> Ich bin hier den ausgezeichneten Überlegungen von Giuseppe Cambiano verpflichtet «The desire to know», in: Aristotle's Metaphysics Alpha, Symposium Aristotelicum, ed. by C. Steel with a new critical edition of the Greek Text by O. Primavesi (Oxford: OUP, 2012) 1–42, insb. 2–3.

Sehen sozusagen allen anderen Sinneswahrnehmungen vor. Die Ursache davon liegt darin, dass der Gesichtssinn von all unseren Sinnen derjenige ist, der uns am meisten Erkenntnisse verschafft und uns eine Fülle von Unterschieden offenbart.<sup>10</sup>

Wenn der Gesichtssinn derjenige ist, der uns am meisten erkennen lässt, so besitzt das Sehen bereits ein Erkenntnismoment. Es ist ein erkennendes Sehen oder ein Wahrnehmungswissen (*epistêmê aisthêtikê*).<sup>11</sup> Indem Aristoteles die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen hervorhebt, kann er seine These, dass alle Menschen von Natur aus nach Wissen streben, durch einen paradigmatischen Fall des Strebens nach Wissen begründen.

## II.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen geht Aristoteles über zur Entstehung des von Natur aus erstrebten Wissens, wovon ich nur die wichtigsten Schritte skizziere. Er beginnt mit den Tieren, die von Natur mit Sinneswahrnehmung begabt sind. Die einen von ihnen haben Erinnerung, die anderen nicht. Diejenigen, die Erinnerung haben, sind intelligenter und gelehriger als diejenigen, die dazu nicht in der Lage sind. Diejenigen, die zusätzlich zur Erinnerung noch über ein Gehör verfügen, besitzen zudem noch die Fähigkeit zu lernen. Die Tiere leben also allein mit Bildern und Erinnerungen, sie haben aber nur wenig Anteil an der Erfahrung.<sup>12</sup> Infolge dieser – wenn auch nur geringen – Teilhabe an der Erfahrung ist es nicht die Erfahrung, welche das entscheidende Kriterium der Unterscheidung zwischen Tieren und Menschen ausmacht. Was die Menschen in erster Linie von den Tieren abhebt, ist vielmehr die Kunst (*technê*) – z.B. die Kunst des Arztes –, die Überlegung (*logismos*) – z.B. die Überlegung vor einem Entschluss<sup>13</sup> – und das Wissen (*epistêmê*), z.B. das Wissen des Architekten.<sup>14</sup> Es sind also gewisse poetische oder produktive sowie praktische und theoretische Eigenschaften, welche die Menschen nach Aristoteles von den Tieren unterscheiden. Kunst, Überlegung und Wissen haben gemeinsam, dass sie auf das Allgemeine gerichtet sind. Doch die Ausrichtung auf das Allgemeine

<sup>10</sup> Metaph. A 1, 980a22–26.

<sup>11</sup> Vgl. Anal. post. A 13, 79a2–3.

<sup>12</sup> Metaph. A 1, 980a27–b27.

<sup>13</sup> Metaph. A 1, 980b27–28.

<sup>14</sup> Vgl. Metaph. A 1, 981a1, 981a30.

ist bedingt durch die Erinnerung, welche die individuellen Dinge zurückhält:

Aus der Erinnerung entsteht Erfahrung für die Menschen. Denn viele Erinnerungen an dieselbe Sache bewirken schließlich eine einzige Erfahrung; und es scheint fast, dass Wissenschaft und Kunst der Erfahrung ähnlich sind; Wissenschaft und Kunst ergeben sich bei den Menschen aus der Erfahrung, denn die Erfahrung hat die Kunst geschaffen, wie Polos mit Recht sagt, und der Mangel an Erfahrung den Zufall.<sup>15</sup>

Die Entstehung des Wissens durchläuft also die folgenden Stufen: Erinnerung, Erfahrung, Kunst sowie Überlegung, ehe sie schließlich in die Wissenschaft mündet. Die Erinnerung bezieht sich auf etwas Einzelnes, die Erfahrung entsteht aus vielen Erinnerungen an dieselbe Sache, die Kunst beruht auf einer Vielheit von ähnlichen Erfahrungen:

In der Tat, das Urteil zu bilden, dass dem Kallias, der an dieser bestimmten Krankheit litt, dieses bestimmte Heilmittel half, und ebenso dem Sokrates und so vielen [anderen] einzelnen [Menschen], ist Sache der Erfahrung; dass es dagegen allen, die an einer durch bestimmte Symptome charakterisierten und unter *einer* Begriff fallenden Krankheit [oder Krankheitsdisposition] litten, geholfen hat, z.B. [all] denen, die an einer Verschleimung [etwa der Atemwege], an der Galle oder an Fieber litten, diese Annahme gehört der Kunst an.<sup>16</sup>

Allein: in Folge dieser Erkenntnis des Allgemeinen ist die Heilkunst der bloßen Erfahrung in der Behandlung von Kranken noch nicht überlegen. Wer über die entsprechende Erfahrung verfügt, hat häufig sogar mehr Erfolg als derjenige, der im Besitz der Kunst ist; denn der Arzt heilt nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern einen individuellen Menschen. In Folge davon wird derjenige, der nur über den Begriff verfügt und nur um das Allgemeine weiß, dem aber Erfahrung fehlt, häufig Behandlungsfehler begehen. Es fehlt ihm Vernunft, d.h. *phronesis* im engeren Sinne<sup>17</sup> oder Urteilskraft, d.h. die Fähigkeit der richtigen Anwendung der gelernten Allgemeinbegriffe auf den Einzelfall oder «das Vermögen unter Regeln zu subsumieren».<sup>18</sup> Gleichwohl sei man der Ansicht, dass hinsichtlich des Wissens und der Weisheit diejenigen, welche die Kunst besitzen, dem Menschen mit der bloßen

<sup>15</sup> Metaph. A 1, 980b29–981a5.

<sup>16</sup> Metaph. A 1, 981a5–12.

<sup>17</sup> Vgl. EN, Z 8, 1141b18–21.

<sup>18</sup> I. Kant, KrV A 136.

Erfahrung überlegen seien, weil nämlich das Wissen, das die Kunst bietet, der Weisheit näher steht.

Im Vergleich zur Erfahrung bietet es vor allem zwei Vorteile. Erstens: Die Erfahrenen wissen zwar wohl um das Dass (*hoti*), aber sie wissen nicht um das Warum (*dihoti*).<sup>19</sup> Wer um das Warum weiß, der kennt die Ursachen oder Gründe. Der Mensch, der nach Wissen strebt, begnügt sich also nicht mit bloßen Tatsachen, sondern möchte auch deren Ursachen kennen. Er will nicht allein wissen, *dass* ein bestimmtes Heilmittel bei einer bestimmten Krankheit hilft, sondern auch, *warum* es hilft. Er bleibt nicht bei der bloßen Beschreibung einer Tatsache stehen, sondern sucht nach einer Erklärung.

Zweitens: Die Menschen, welche über die Kunst verfügen, sind fähig zu lehren.<sup>20</sup> Gewiss, die Erfahrenen und sogar die Tiere sind auch dazu in der Lage, indem sie ein Beispiel geben, das nachgeahmt wird. Aber Aristoteles scheint hier auf dem Unterricht zu bestehen, der nicht nur in der Nachahmung eines Beispiels, sondern in der Angabe von Gründen oder Erklärungen besteht.

Nachdem mehrere Künste gefunden wurden, von denen sich die einen auf die Notwendigkeiten des Lebens richteten, die anderen auf dessen Annehmlichkeiten, fand man, so Aristoteles,

die Wissenschaften, die weder auf die notwendigen Bedürfnisse noch auf die Annehmlichkeiten des Lebens abzielen, und zwar zuerst in Gegenden, wo man Muße hatte. Daher bildeten sich in Ägypten zuerst die mathematischen Wissenschaften, weil dort dem Stand der Priester Muße gelassen war.<sup>21</sup>

Aristoteles schließt das erste Kapitel, indem er die Grade der Entstehung des Wissens in Erinnerung ruft: «Es scheint» – schreibt er – «dass man im Allgemeinen den Menschen mit Erfahrung für weiser hält als denjenigen, der nur irgendeine Wahrnehmung hat, den Menschen der Kunst aber für weiser als den Menschen der Erfahrung und die theoretischen Künste für weiser als die hervorbringenden».<sup>22</sup> Im Bereich der Medizin bedeutet diese Unterscheidung etwa in heutiger Ausdrucksweise: Man hält im Allgemeinen den praktischen Arzt für fachkompetenter als den bloßen Laien, den Schulmediziner aber, der auch die physikalischen und physiologischen Grundlagen der Medizin studiert hat, für fachkompetenter als den praktischen Arzt oder Natur-

<sup>19</sup> Vgl. *Metaph.* A1, 981a28–29.

<sup>20</sup> Vgl. *Metaph.* A1, 981b7–8.

<sup>21</sup> *Metaph.* A 1, 981a20–25.

<sup>22</sup> *Metaph.* A 1, 981b29–982a1.

heilpraktiker. Die Weisheit im Sinne der Fachkompetenz ist also das Maß und der Gipfel des menschlichen Wissens. Es ist hinzuzufügen, dass für Aristoteles diese Grade des Wissens nicht durch Brüche charakterisiert sind, wie die Verwendung des Komparativs «weiser»<sup>23</sup> anzeigt. Der menschliche Geist kann bruchlos von einem Grad zum anderen gelangen: Die Erfahrung scheint nämlich, wie bereits erwähnt, «der Wissenschaft und Kunst beinahe ähnlich zu sein».<sup>24</sup> Sie scheint also schon ein Moment der Kunst und Wissenschaft zu enthalten. Aristoteles beendet dieses Kapitel mit der Bemerkung, dass die Weisheit gewisse Ursachen und Prinzipien zum Gegenstand hat. Da es Ketten von Gründen gibt, hat die Weisheit sogar die ersten Gründe zum Gegenstand: «Alle Menschen nehmen an, dass das, was Weisheit genannt wird, von den ersten Ursachen und Gründen handelt».<sup>25</sup>

### III.

Erlauben Sie mir jetzt, einen kurzen Vergleich zwischen der aristotelischen Konzeption und der platonischen zu ziehen. Es ist wahrscheinlich, dass Aristoteles (384–322 v. Chr.) dieses erste Kapitel geschrieben hat, als er noch Mitglied der Akademie war.<sup>26</sup> Das ist die erste, 386 v. Chr. auf Platons Initiative hin gegründete ‘Privatuniversität’, der sich Aristoteles im Alter von 17 Jahren, also etwa im Jahre 367 v. Chr., anschloss. Das erste Buch der *Metaphysik* gehört also der frühen Schaffensphase des Aristoteles an. Aristoteles scheint seinen fast 45 Jahre älteren Lehrer sehr verehrt zu haben, den – nach einem Aristoteles zugeschriebenen Gedicht – «die Schlechten kein Recht haben zu loben».<sup>27</sup> Doch die Freundschaft zwischen Philosophen, erst recht

<sup>23</sup> Metaph. A 1, 981a25–26, 981b31.

<sup>24</sup> Metaph. A 1, 981a2–3.

<sup>25</sup> Metaph. A 1, 981b28. Für Einzelheiten zum Gegenstand der *Metaphysik* verweise ich auf die immer noch lesenswerte Dissertation von Hans Ambühl: Das Objekt der Metaphysik des Aristoteles (Fribourg: Dissertation, 1958), insb. 20–25. Zum gegenwärtigen Stand der Forschung zu A 1 vgl. insbesondere Giuseppe Cambiano: *The desire to know*, op. cit.

<sup>26</sup> Das wird dadurch belegt, dass Aristoteles noch in der Wir-Form die platonische Ideenlehre kritisiert (vgl. Metaph. A 9, 990b9); vgl. Werner Jäger: *Aristoteles. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung* (Berlin: Weidmann, 1955) 179–181; vgl. zum gegenwärtigen Stand der Forschung Hellmut Flashar: *Aristoteles. Lehrer des Abendlandes* (München: Beck, 2013) 216–218.

<sup>27</sup> Olympiodorus: *Commentarius in Gorgiam* 41.9.

diejenige zwischen einem Lehrer und Schüler bei einem Altersunterschied von fast 45 Jahren, bedingt keine *unité de doctrine* und schließt Meinungsverschiedenheiten nicht aus. Aristoteles muss die platonische Auffassung vom Wissen zwar gekannt, wohl aber bereits aufgegeben haben, als er das erwähnte erste Kapitel schrieb. Platon muss es Aristoteles als einem Mitglied der Akademie freigestellt haben, seine abweichende Auffassung an der von ihm – Platon – gegründeten ‘Universität’ zu entwickeln und wohl auch vorzutragen. Für Aristoteles ist die Weisheit die Verlängerung eines Wunsches nach Wissen, der sich bereits beim Menschen findet, insoweit er mit Sinneswahrnehmung begabt ist. Wenn sich dieser natürliche Wunsch ohne Einschränkungen entwickeln kann, dann gelangt man auf Stufen sukzessive zur Weisheit. Wir müssen also in derselben Richtung weitergehen, und am Ende dieses kontinuierlichen, wohlabgestuften und sanften Aufstieges erreichen wir nach Aristoteles – im optimalen Fall – das Beste, was wir überhaupt erreichen können, die Weisheit.<sup>28</sup>

Die Entstehung des Wissens zeichnet aber für Aristoteles auch die Genese der ersten Philosophie nach,<sup>29</sup> d.h. der Philosophie, die nicht von irgendwelchen nachgeordneten, sondern von den ersten Gründen und Ursachen handelt. Aber diese Genese unterscheidet sich von der platonischen Auffassung mindestens in drei Punkten:

Erstens: Für Platon ist die Philosophie nicht nur eine Sache des Wissens, sondern der ganzen Seele: Der Geist oder das in «barbarischem Schlamm» (*borborô barbarikô*) vergrabene «Auge der Seele»<sup>30</sup> muss «mit der ganzen Seele»<sup>31</sup> vom Werdenden zum Seienden geführt werden. Mit der «ganzen Seele» will heißen: der «vernünftige» Teil der Seele (*logistikon*) muss zusammen mit dem «muthaften» (*thymoeides*) und «begehrlichen» (*epithymêtikon*) Teil vom Werdenden zum Sein geführt werden. Um Philosophen zu werden, müssen wir nicht nur unsere Intelligenz pflegen, sondern auch den Zustand unserer Seele oder unseres Bewusstseins verändern und sogar unser Leben. Wir müssen unser individuelles Leben von der Vernunft her leben, soweit dies für uns Menschen möglich ist.

Zweitens: Aber auch als eine rein intellektuelle Angelegenheit betrachtet, entwickelt sich die Philosophie nicht ohne Änderung des Geistes. Es gibt für Platon nämlich wie für seinen Lehrer Sokrates einen unaufheb-

<sup>28</sup> Vgl. EN VI, 1141a16–17.

<sup>29</sup> Vgl. Metaph. E 1, 1026a15–16.

<sup>30</sup> Politeia (Pol.) 533d.

<sup>31</sup> Pol. 518c, vgl. 518d4, 521c.



baren Unterschied zwischen richtiger Meinung und Wissen.<sup>32</sup> Die Differenz liegt darin, dass das Wissen zusätzlich zur richtigen Meinung eine Begründung gibt.<sup>33</sup> Die Unterscheidung zwischen richtiger Meinung und Wissen gehört zu dem «Wenigen», was Sokrates beansprucht zu wissen,<sup>34</sup> und Platon hält an diesem «Wenigen» sein Leben lang fest.<sup>35</sup> Umgekehrt gelangen wir zu einer richtigen Meinung auch ohne Begründung, etwa nur durch Sinneswahrnehmung oder Tradition, d.h. in aristotelischer Terminologie durch *phainomena* und *endoxa*. Entsprechend gibt es für Platon keinen kontinuierlichen Übergang vom Dass (*hoti*) zum Warum (*dihoti*), von richtiger Meinung zu Wissen; der Übergang bedarf vielmehr einer Umkehr. Die Philosophie ist «eine Umwendung der Seele von einem dunklen Tag zum wahren Tag, d.h. ein Aufstieg bis zur Realität selbst, und das ist genau das, was wir die wirkliche Philosophie nennen».<sup>36</sup> Es ist ein Versuch, durch Reflexion aus der ‘Höhle’ – derjenigen im eigenen Kopf – herauszukommen ans ‘Tageslicht’.

Drittens: Schon auf der Ebene der Sinneswahrnehmung unterscheidet sich die Philosophie des Aristoteles von derjenigen Platons. Für Platon gelangen wir nie unmittelbar von Sinneswahrnehmung und Tradition zur Wissenschaft, vielmehr impliziert die Sinneswahrnehmung bereits vorgängig eine kognitive Funktion. Zwar impliziert auch für Aristoteles die Sinneswahrnehmung eine kognitive Funktion. Doch während wir nach Aristoteles in einem Individuum wie Kallias schon implizit und akzidentell auch einen Menschen sehen,<sup>37</sup> so nehmen wir nach Platon in Kallias nur deshalb einen Menschen wahr, weil wir vor unserer Geburt bereits die Idee des Menschen geschaut haben. Mit unserer Geburt haben wir sie vergessen. Sie konstituiert gleichwohl in uns den Grund eines verborgenen Wissens, das wir wieder erlangen können, indem wir uns dessen erinnern, was wir vergessen haben. Lernen heißt sich zu erinnern. Für Platon ist das Lernen also nicht wie für Aristoteles ein induktiver Prozess, in dem wir von einzelnen Beobachtungen ausgehen und Verallgemeinerungen machen. Lernen ist eher ein ‘reduktiver’ Prozess. Wir müssen uns dessen erinnern, was wir bereits implizit wissen, ohne es explizit zu kennen, da wir es vergessen haben. Diese Wiedererinne-

<sup>32</sup> Vgl. Menon (Men.) 98b.

<sup>33</sup> Men. 98a.

<sup>34</sup> Vgl. Men. 98b4.

<sup>35</sup> Pol. 477e–477c, Symposium (Symp.) 202a, Timaios 51d–52a.

<sup>36</sup> Pol. 521c.

<sup>37</sup> Vgl. Anal. post. 100b1–6, Metaph. M 10, 1087a16–17.

rung bedingt auch eine Veränderung der Richtung unseres Denkens. Es ist die Flucht von der unmittelbaren Sicht der Dinge in die «Begriffe und Argumente» (*logoi*), um «in ihnen»<sup>38</sup> die Wahrheit der Dinge zu sehen.<sup>39</sup> Es ist Analyse durch Reflexion, die in uns das entfaltet, was wir implizit bereits wissen.

Von diesen drei Punkten finden wir keine Erwähnung bei Aristoteles in seiner Einleitung in die *Metaphysik*. Freilich muss man ebenfalls zugeben, dass das platonische Bild des Lernprozesses als Erinnerung an das, was man vor der Geburt gesehen hat, der Mythologie angehört. Und man kann auch sagen, dass das Bild des Aristoteles vom menschlichen Wissen viele Adepten gefunden hat, da es einer natürlichen Neigung entspricht. Doch ungeachtet des großen Einflusses dieses aristotelischen Bildes scheint mir das platonische Bild Elemente zu enthalten, die der Wahrheit näher kommen. Ich möchte das in drei Punkten verdeutlichen:

Erstens: Aristoteles scheint sich im erwähnten Kapitel nicht der Tatsache bewusst zu sein, dass es keine unmittelbare Erfahrung gibt, d.h. eine Erfahrung ohne vorgängige Vermittlung durch Begriffe. Um ein bekanntes Beispiel von Thomas Kuhn zu verwenden: «wenn Aristoteles und Galilei schwingende Steine betrachteten, sah ersterer einen gehemmten Fall und letzterer ein Pendel».<sup>40</sup> Der angehaltene Fall setzt die Theorie des natürlichen Ortes voraus, das Pendel die Theorie der Schwerkraft. Diese Abhängigkeit der Beobachtung von der Theorie ist fast so etwas wie ein Axiom der heutigen Wissenschaftstheorie geworden. Wir sehen die Phänomene im Lichte von Theorien. In der Beobachtung gibt es also etwas mehr als pure Sinneswahrnehmung, nämlich ein theoretisches Moment. Erst recht gelangen wir schwerlich durch Erfahrung zu Begriffen höherer Allgemeinheitsstufe oder gar zu den allgemeinsten Begriffen, etwa den Begriffen des Seins, des Wahren und Guten. Um überhaupt Erfahrungen zu machen, setzen wir diese vielmehr voraus. Platon, mit seiner Theorie eines vorgeburtlichen Wissens, ist wohl der erste, der dieses theoretische Element in der Erfahrung erkannt hat.

Zweitens: Die Philosophie ist nicht induktiv. Sie steigt nicht von einzelnen Beobachtungen zu Verallgemeinerungen und darauf zu den Prinzipien auf. Dieses induktive Bild ist bekanntlich schon in der Theorie der Natur-

<sup>38</sup> Phaidon (Phd.) 99e5.

<sup>39</sup> Vgl. Phd. 99e.

<sup>40</sup> Thomas Kuhn: *The Structure of Scientific Revolutions* (Chicago: University of Chicago Press, 1962) 10. Kap., 121.

wissenschaften in Frage gestellt worden und scheint mir ein falsches Ideal in der Philosophie zu sein, nämlich das falsche Ideal der Philosophie als einer Verlängerung der empirischen Wissenschaft. Von der empirischen Wissenschaft soll sich die Philosophie nicht wesentlich, sondern nur graduell, nämlich durch den höheren Allgemeinheitsgrad unterscheiden, wie das etwa Franz Brentano in seiner 4. Habilitationsthese programmatisch gefordert hat: «Die wahre Methode der Philosophie ist keine andere als die der Naturwissenschaften».<sup>41</sup> Richtig ist, dass die an einer Universität vertretene Philosophie wissenschaftlichen Kriterien zu genügen hat. Der Grund aber für die Falschheit dieses induktiven Bildes ist, dass die Philosophie eine Reflexion auf die Vernunft und unsere Rede, und mithin auf unsere Begriffe verlangt, bevor sie Beobachtungen und Verallgemeinerungen machen kann. Was diese Reflexion oder Umwendung betrifft, so scheint der platonische Sokrates der erste gewesen zu sein, der sich darüber Rechenschaft gegeben hat, indem er die Flucht von der unmittelbaren Schau der Dinge zur Klärung der Begriffe und Argumente zur Methode der Philosophie gemacht hat.

Drittens: Die Anstrengung, welche die Philosophie erfordert, scheint mir dermaßen groß zu sein, dass sie nicht nur die Vernunft, sondern die «ganze Seele» oder den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Sie ist also keineswegs nur Ausdruck der Intelligenz eines Menschen. Sie beansprucht auch den «muthaften» (*thymoeides*) oder in anderen Worten: den von der Vernunft geleiteten Teil unserer Emotionalität, der dann wiederum auf den «begehrlichen» (*epithymêtikon*) wirkt. Wiewohl alle Menschen von Natur aus nach Wissen streben, gelangt man nicht ohne weiteres zu den wichtigsten Wahrheiten. Man muss sie von ganzem Herzen wissen wollen oder Wünsche zweiter Stufe gegenüber den nur vitalen Wünschen erster Stufe zu seinem Willen und damit handlungswirksam machen. Sicherlich hat das auch Folgen für unseren Bewusstseinszustand und unsere Lebensführung. Meistens muss man seinen Bewusstseinszustand ändern und seinem Leben eine neue Richtung geben. Zumindest muss man lernen, den existentiellen 'Widerspruch in sich' auszuhalten.

Was Aristoteles als Genese des Wissens beschreibt, ist denn auch keine Beschreibung, die unmittelbar durch die Beobachtung von Tatsachen gewonnen wurde. Es ist eine Beschreibung, die auf Theorien und Begriffen gründet, die von Platon kommen. Zuerst: Das Streben (*orexis*) nach Wissen, wo-

<sup>41</sup> «Vera philosophiae methodus nulla alia nisi scientiae naturalis est.» Zit. nach: Franz Brentano: Über die Zukunft der Philosophie, mit Anmerkungen hg. v. O. Kraus, neu eingeleitet v. P. Weingartner (Hamburg: Meiner, <sup>2</sup>1968) 136.

von am Anfang der *Metaphysik* die Rede ist, entspricht in einem gewissen Sinne dem Streben nach der «ganzen Wahrheit», die Platon von den Philosophen fordert.<sup>42</sup> Weiterhin zitiert Aristoteles das Sprichwort «Die Erfahrung hat die Kunst geschaffen, [...], und der Mangel an Erfahrung den Zufall», ein Sprichwort, das er dem platonischen Dialog *Gorgias* entnommen hat.<sup>43</sup> Schließlich verwendet Aristoteles, wenn er von den verschiedenen Krankheiten spricht, den platonischen Ausdruck «*eidos*», d.h. Form oder Begriff, um sie zu charakterisieren.<sup>44</sup> Zuletzt wird das Ziel des Wissens als Erkenntnis der Prinzipien definiert, d.h. als Erkenntnis der ersten Gründe. Die Ausdrücke 'Form' und 'Prinzip' aber hat Aristoteles von Platon übernommen. Wiewohl Aristoteles Platon indirekt kritisiert, beschreibt er doch die Genese des menschlichen Wissens im Lichte von platonischen Vorstellungen. Und ungeachtet seiner indirekten Kritik scheint Aristoteles gleichwohl die platonische Theorie zu bestätigen, wonach wir die Phänomene im Lichte von vorgefassten Begriffen sehen. Erst recht aber gelangt man zu einer Definition der Philosophie als Erkenntnis der ersten Prinzipien nicht durch Erfahrung.

Ein Platoniker hat einmal geschrieben: «Wir werden alle als Platoniker geboren und wir ernähren uns weiterhin vom Brot des Platonismus».<sup>45</sup> Ohne Erläuterungen ist der erste Teil dieser Feststellung falsch und der zweite wohl ziemlich übertrieben. Aber die Feststellung ist wahr für Aristoteles. Auf geistiger Ebene ist Aristoteles als Platoniker geboren worden. Wiewohl er sehr früh gegen seinen Lehrer nicht ganz ohne eine Prise von 'Niedertracht' – etwa im Vergleich der platonischen Ideen mit «Gezwitscher»<sup>46</sup> – opponiert, hat er weiterhin von der Nahrung und 'Höhertracht' gezehrt, die sein Lehrer seinem Geist und seiner ganzen Seele gegeben hat. Das zeigt sich bereits im ersten Satz der *Metaphysik*. Sicherlich: Platon würde nicht sagen, dass alle Menschen von Natur aus nach Wissen streben. «Es ist unmöglich», sagt sein Sokrates, «dass die Mehrheit der Menschen philosophiert».<sup>47</sup> Platon würde höchstens sagen: Alle Menschen streben von Natur aus nach dem Guten.<sup>48</sup>

42 Vgl. Pol. 485d3.

43 Vgl. *Gorgias* (Grg.) 448c.

44 Vgl. *Metaph.* A 1, 981a10.

45 «Nous naissons tous platoniciens et nous continuons à vivre du pain du platonisme». Der erste Teil dieser Sentenz «Nous naissons tous platoniciens» findet sich bei Henri Bergson: *L'évolution créatrice* (Paris: Alcan, 1907) 53. Der Autor der ganzen Sentenz ist mir nicht mehr erinnerlich.

46 Vgl. *Anal. post.* A 22, 83a33.

47 Pol. 494a.

48 Vgl. *Men.* 77c, *Grg.* 468b, *Symp.* 205e–206a, *Philebos* 20d.

Wenn man das Schlechte erstrebt, dann lediglich etwas, von dem man nur meint, dass es gut sei.<sup>49</sup> Man befindet sich also in einem Irrtum und tut nicht, was man eigentlich will.<sup>50</sup> Um aber nicht nur eine Meinung vom Guten zu haben, sondern um es zu erkennen und entsprechend der Erkenntnis zu handeln und zu leben, dazu braucht es Wissen. Doch ist es Platon, der die Philosophie als Streben nach Weisheit definiert hat,<sup>51</sup> d.h. als Streben nach einem Erkenntniszustand, in dem alle unrichtigen Meinungen eliminiert sind und zuletzt alle wahren Meinungen zusammen ein kohärentes Ganzes bilden, das – im nur von einer von ihrem Leib befreiten Seele zu erreichenden Idealfall – den Namen ‘Meinung’ ablegen und den des Wissens oder der Weisheit annehmen kann.<sup>52</sup> Aristoteles hat sozusagen dieses Streben ‘demokratisiert’, indem er den Samen der Philosophie in der Natur jedes menschlichen Wesens sah.

Den Samen in der Natur jedes Menschen möchte ich aufnehmen und den Hauptteil meiner Tätigkeit der Kernaufgabe der Philosophie widmen, nämlich der Erläuterung von Grundbegriffen. Dabei können wir freilich nicht einfach zu den Einsichten Platons, Aristoteles’ oder Thomas v. Aquins zurückgehen und eine vergangene Gestalt der Philosophie nur verdolmetschen oder den Bedürfnissen der Gegenwart oder einer Institution anpassen. Im ersten Fall würden wir dem Anspruch der Philosophie nicht gerecht werden, der nicht darin besteht, vergangene Meinungen nur wiederzugeben, sondern sie auch auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen, wie das bereits Thomas v. Aquin formuliert hat: «Das Studium der Philosophie dient nicht dem Zweck zu wissen, was die Menschen für Ansichten gehabt haben, sondern wie sich die Dinge in Wahrheit verhalten.»<sup>53</sup>

Im zweiten Fall würden wir den Geist der freien Forschung gefährden. Wir können aber auch nicht erst mit Descartes oder Kant oder Frege beginnen. Erst recht wäre es vermessen, die Philosophie neu begründen zu wollen.

Wir haben meines Erachtens vielmehr unter Mitberücksichtigung der Gründungsväter der westlichen Philosophie, eben Platons und Aristoteles’,

<sup>49</sup> Vgl. Men. 77c.

<sup>50</sup> Vgl. z.B. Grg. 466c–467b.

<sup>51</sup> Vgl. Lysis 218a–b, Symp. 204a–b, Phdr. 278d.

<sup>52</sup> Vgl. dazu ausführlicher Rafael Ferber: Warum hat Platon die ungeschriebene Lehre nicht geschrieben? (München: Beck, 2007) insb. 106–120.

<sup>53</sup> «Studium philosophiae non est ad hoc quod sciatur quid homines senserint, sed qualiter se habeat veritas rerum.» In Cael, 1. Kap., 22. Abschnitt, 228. Unterabschnitt, 22.

den zwar anderen, aber nicht ganz anderen geistigen Bedingungen der Gegenwart Rechnung zu tragen. Wir werden als Platoniker geboren, heißt nun höchstens, dass wir als Gefangene von Begriffen und Meinungen geboren werden, deren Inhalt wir aber nicht ohne weiteres erläutern können. Deshalb haben wir uns ihres Inhalts zu erinnern, d.h. bewusst zu machen, was wir mit ihnen meinen. Dieser Erläuterung von Grundbegriffen, d.h. in der Fachsprache Rechenschaftsablegung oder *logon didonai*, möchte ich mich insbesondere zuwenden. Nachdem ich mit meinem Buch *Philosophische Grundbegriffe* einen einleitenden Versuch vorgelegt habe,<sup>54</sup> will ich mich in dem in Vorbereitung befindlichen zweiten Band insbesondere den Grundbegriffen der philosophischen Anthropologie, wie Bewusstsein, Leib und Seele, Willensfreiheit und Tod,<sup>55</sup> widmen und dann den Grundbegriffen der Religionsphilosophie, wozu eben auch eine Neuarbeitung des Begriffs der 'ersten Ursache' gehört.<sup>56</sup> Insoweit ich dabei immer wieder auch auf die Philosophie Platons zurückgreife, über den ich weiter zu arbeiten gedenke, ernähre ich mich dabei zweifelsohne auch vom Brot des Platonismus.

Dabei stehe ich in einem Spannungsverhältnis: Der Anspruch an eine Philosophie unter wissenschaftlichen Vorzeichen erzwingt heute Genauigkeit im Detail und zunehmende Spezialisierung. Er nähert die Philosophie einer Einzelwissenschaft an, sei es einer historischen, indem sie sich dem Studium eines Autors oder einer Epoche verschreibt, sei es einer systematischen, indem sie eine Subdisziplin der Philosophie zum Gegenstand macht. Auf der anderen Seite steht die Philosophie unter dem Anspruch, nach der «ganzen Wahrheit»<sup>57</sup> zu streben, also immer wieder die Synopse, d.h. die Zusammenschau der Grundbegriffe zu versuchen, d.h. etwa die Verflechtung von Begriffen wie Bedeutung und Wahrheit, Sein und Gutem, Bewusstsein und Freiheit. Die Philosophie bedarf zwar sowohl der Analyse, aber ebenso der Synthese. Die Analyse fördert die wissenschaftliche Rationalität philosophischer Argumentation, aber sie läuft Gefahr, die Philosophie zu einer Spezialdisziplin unter anderen zu machen. Die Synthese antwortet auf das Orientierungsbedürfnis einer in Spezialdisziplinen zerfallenden Wissenschaft und einer pluralisierten Gesellschaft, aber sie läuft Gefahr, sich in rational nicht mehr zu rechtfertigenden Spekulationen oder Henologien, d.h.

<sup>54</sup> Vgl. Rafael Ferber: *Philosophische Grundbegriffe 1* (München: Beck 1994, <sup>8</sup>2009).

<sup>55</sup> Vgl. Rafael Ferber: *Philosophische Grundbegriffe 2* (München: Beck 2003).

<sup>56</sup> Diese Grundbegriffe der Religionsphilosophie stehen noch aus.

<sup>57</sup> Vgl. Pol. 485d4.

Einheitslehren, zu verlieren. Es geht also darum, Dihairese, d.h. Zergliederung, und Synopse, d.h. Zusammenschau, miteinander zu verbinden, ohne sich in dem einen oder anderen zu verlieren oder in einen bloßen Mittelweg zwischen beidem zu verfallen. Es ist dies in gewissem Sinne auch die Spannung zwischen der Philosophie als Wissenschaft, die nach einem festen, wenn auch bescheidenen «Besitz für immer» (*ktêma eis aei*) sucht, und «dem lebenslangen Philosophieren»,<sup>58</sup> von dem Sokrates spricht, das jeden «Besitz für immer» wieder auf seinen Rechtsanspruch befragt. Wieder anders gesagt, ist es die Spannung zwischen dem unvermeidlichen Älterwerden mit der Gefahr der geistigen Erstarrung und der lebenslangen Jugendlichkeit des Geistes, welche das Philosophieren verlangt.

Zu diesem Philosophieren wird der Philosoph zuerst «von Natur aus» im eigenen Interesse am Wissen getrieben, weil er sich selber über Grundsätzliches Klarheit verschaffen will. Doch die Klarheit oder Wahrheit gehört zu den Dingen, deren Besitz man nicht für sich allein erstrebt. Niemand will allein Recht haben. Man möchte das, was man glaubt erkannt zu haben, auch möglichst vielen mitteilen und von ihnen prüfen lassen. Dazu muss man sich aber auch einer Sprache bedienen, die für möglichst viele nachvollziehbar ist. So steht die Philosophie noch in einer weiteren Spannung als derjenigen zwischen Analyse und Synthese, nämlich derjenigen zwischen dem Anspruch, Fachwissen zu schaffen, das gegebenenfalls einen esoterischen Beigeschmack hat, und dem exoterischen Anspruch nach der Vermittlung dieses Wissen. Der eine, der esoterische Anspruch, hebt die Philosophie in gewissem Sinne vom Boden ab, der andere, der exoterische, führt sie wieder auf den Boden, d.h. zu den Menschen, zurück. Da alle Menschen nach Wissen streben, sollten im Prinzip auch alle Menschen etwas davon haben, nicht zuletzt, wenn sie alle – und dies nicht nur im Prinzip – Steuerzahler sind. Alle Menschen streben von Natur nach Wissen, d.h. eben auch: Alle Menschen philosophieren von Natur.

\*

Ich komme zum Schluss. Es ist ein langer Weg, der von der Gründung der ersten 'Privatuniversität' in Athen, der platonischen Akademie, 386 v. Chr., zur Gründung der ersten Universitäten im 12. und 13. Jahrhundert in Bologna (12. Jh.), Oxford (13. Jh.), Paris (13. Jh.) und Salamanca (13. Jh.) geführt hat. Als Kaiser Karl IV. rund zwei Jahrhunderte später mit der Er-

<sup>58</sup> Symp. 203d7.

richtung der Universität Prag (1348) den Gedanken der Universität in Mitteleuropa in die Tat umsetzte, kam es zu einer zweiten Welle von Universitätsgründungen, in deren Verlauf im deutschen Sprachraum die Universitäten Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392) und zuletzt Basel (1459) entstanden. Ein langer Weg war es dann wieder, bis es zur Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin (1810) kam. In der Gründungskonzeption Friedrich Wilhelm von Humboldts sollte eine *universitas litterarum* entstehen, in der die Einheit von Lehre und Forschung verwirklicht und eine «harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten»<sup>59</sup> der Studierenden ermöglicht werden sollte: «Da diese [höheren wissenschaftlichen] Anstalten» – so Humboldt – «ihren Zweck indess nur erreichen können, wenn jede, soviel als immer möglich, der reinen Idee der Wissenschaft gegenübersteht, so sind Einsamkeit und Freiheit die in ihrem Kreise vorwaltenden Principien».<sup>60</sup> Was immer Humboldt damit gemeint haben mag, eine Universität ist etwas, was sich von einer Berufs- und Fachhochschule unterscheidet. Deshalb ist auch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ein anderes: «Der erstere ist nicht für den letzteren, Beide sind für die Wissenschaft da.»<sup>61</sup> Dieser Gedanke einer *universitas litterarum* verbreitete sich rasch und ließ in den folgenden anderthalb Jahrhunderten Universitäten ähnlichen Typs entstehen. Aber mit nur 256 Studenten, doch bereits zweiundfünfzig Lehrkräften begann das erste Semester in Berlin. Zum Teil in Anlehnung an die Humboldt-Universität wurden dann in der deutschen Schweiz im vorletzten und letzten Jahrhundert die ersten Volluniversitäten gegründet, Zürich 1833, Bern 1834. 1883 kam in der französischen Schweiz Genf, dann 1889 Freiburg i. Ue./Fribourg, dann 1890 Lausanne und 1909 Neuchâtel hinzu. 1995 gelang es, in der italienischen Schweiz eine Universität zu gründen, die *Università della Svizzera italiana* und – endlich – 2000 entstand durch den Willen des Luzerner Stimmbürgers auch die Universität Luzern. Es ist die kleinste der schweizerischen Universitäten und keine Volluniversität. Aber auch die Humboldt-Universität begann klein, und auch die platonische Akademie war

<sup>59</sup> Wilhelm von Humboldt: Ueber die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, Werke in fünf Bänden, IV, Schriften zur Politik und zum Bildungswesen (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1964) 255–266, hier: 261.

<sup>60</sup> Ibid., 255.

<sup>61</sup> Ibid., 256.



keine Volluniversität. Ebenso ist auch die Zukunft der Universität Luzern unvorhersehbar.

Am Zeitraum eines Menschenlebens gemessen, ist es wiederum ein langer und *nicht* kontinuierlicher Weg, der den Knaben vom Blick auf die Museggtürme zur Philosophie und dann auf einen Lehrstuhl für Philosophie – nun wieder mit Blick auf die Museggtürme – geführt hat. Ich verbleibe in der Hoffnung, dass ich die Spannung zwischen dem eigenen Ungenügen und dem Anspruch, den das Fach stellt, aushalten und das in mich gesetzte Vertrauen rechtfertigen, aber auch mit Unterstützung rechnen kann. Für Luzern hoffe ich, dass etwas vom Geist des auf Aristoteles *und* Platon zurückgehenden Gründungsdokumentes, d.h. etwas vom Geist der freien und keinen unmittelbaren Interessen verpflichteten Forschung, hier leben und gedeihen kann, ungeachtet der Tatsache, dass – so Aristoteles – die menschliche Natur «vielfach Sklavin»<sup>62</sup> oder die Freiheit doch eher ein Ausnahmezustand ist. Ich bedanke mich bei den Luzerner Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern, die der Gründung einer Universität Luzern mit deutlicher Mehrheit zugestimmt hat. Bedanken möchte ich mich ebenfalls bei meinem ersten Philosophielehrer, Herrn P. Dr. Alfred Moser, der mich auf den Weg zur Philosophie geführt hat, aber auch bei allen anderen, die mich auf diesem Weg begleitet haben. Ein Wort des Dankes gebührt ebenfalls Frau Professor Karen Gloy, die dazu beigetragen hat, dass die in Luzern vertretene Philosophie auch außerhalb Luzerns sichtbar geworden ist und unter wissenschaftlichen Vorzeichen in Luzern Philosophie studiert werden kann. Ein Wort des Dankes gebührt aber auch meinem Vorgänger, Herrn Professor Dominik Schmidig (1936–2003), und der ganzen Theologischen Fakultät, die maßgeblich dazu beigetragen haben, dass in Luzern überhaupt eine geisteswissenschaftliche sowie rechtswissenschaftliche Fakultät und nun eine Universität entstehen konnten.

<sup>62</sup> Metaph. A 2, 982b28–29.

Schwabe Verlag Basel, For personal use only. Copyright by Schwabe Verlag Basel, For personal use only.



Das Signet des 1488 gegründeten Druck- und Verlagshauses Schwabe reicht zurück in die Anfänge der Buchdruckerkunst und stammt aus dem Umkreis von Hans Holbein. Es ist die Druckermarke der Petri; sie illustriert die Bibelstelle Jeremia 23,29: «Ist nicht mein Wort wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert?»

Die Existenzphilosophie ist geprägt vom Nachdruck auf den existierenden Menschen, der sein Leben philosophisch zu durchdringen sucht. Diesem Leitgedanken verpflichtet, plädieren die hier vorliegenden Beiträge für eine Lebenskunst, die die sinnlichen und geistigen Vermögen in ihrer Spannung produktiv werden lässt; für eine kohärente Werterhaltung und Lebensführung, etwa im Umgang mit Tieren und unseren Essgewohnheiten; für eine Reflexion über den modernen Glücksbegriff; für ein Selbstverständnis, das das menschliche Leben in der Spannung von Zufall und Entscheidung reflektiert; für ein Nachdenken darüber, wie unser Umgang mit Zeit sowohl unsere Lebensform als auch unser Glück bestimmen kann oder wieso es uns passieren kann, dass wir gerade dort, wo wir am autonomsten zu sein glauben, die höchste Abhängigkeit erfahren. Die philosophiehistorisch orientierten Beiträge widmen sich Aristoteles' Diktum, wonach der Mensch von Natur aus nach Wissen strebe; erläutern, welche Rolle Henri Bergson der Intuition zuschreibt und warum seine Überlegungen bis heute für uns relevant sind, und denken mit Merleau-Ponty darüber nach, inwiefern die Sinnfrage eine unhintergehbare Bedingung menschlicher Existenz ist. Ein weiterer Beitrag widmet sich der gesellschaftspolitischen Frage, ob und wie die Moralphilosophie dem Einzelnen und der Gesellschaft helfen kann, moralisch richtige Entscheidungen zu treffen.